

# Bausteine und Fundstücke

Dortmunder Denkmalhefte

09



## Am Wegesrand –

Von Bestattungen und Gebäuden  
an der St. Petrikirche

Mathias Austermann

Stadt Dortmund  
Denkmalbehörde



*Titelbild:*

*Der bronzene SZ-Schreibgriffel aus den Ausgrabungen an der St. Petrikirche.*

**Hinweis:**

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird auf die gleichzeitige Verwendung weiblicher und männlicher Sprachformen verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten gleichwohl für beiderlei Geschlecht.

# Am Wegesrand –

## Von Bestattungen und Gebäuden an der St. Petrikerche

Mathias Austermann

„Kuck mal, Skelette!“ Der Bauzaun an der Kirche St. Petri in der Dortmunder Innenstadt war ständig umlagert und die Archäologen fühlten sich wie im Zoo – nur andersherum: sie waren nicht die Besucher vor den Gehegen, sondern diejenigen hinter den Gittern.

Schon zum wiederholten Mal war 2012 das Areal um die große Stadtkirche zwischen Westenhellweg und Kampstraße Gegenstand von Untersuchungen der Dortmunder Stadtarchäologie (s. Seite 22). Jetzt wurde die „Bastion“, d. h. die kleinen Verkaufsläden an der Nordseite der Kirche entlang der Kampstraße abgerissen. 1981 waren sie zusammen mit einer mächtigen Böschungsmauer errichtet worden, um den Höhenunterschied zur Kampstraße abzufangen. Nun sollten sie Platz machen für die Neugestaltung des Kirchenumfeldes, insbesondere für den Bereich zwischen Kirchengebäude und Kampstraße.

Viele Dortmunder waren überrascht, als die Archäologen Reste von Bestattungen freigelegten. Kaum einer nimmt heute noch die Plätze um die Dortmunder Stadtkirchen als Friedhof wahr. Doch die ehemaligen Kirchhöfe dienten als Bestattungsorte der zugehörigen Gemeinden. Das gilt nicht nur für Bereich an der St. Petrikerche mit ihrem etwa 500 Jahre alten Friedhof, sondern ebenso für die Flächen um St. Reinoldi, St. Marien und auch für die ehemalige St. Nicolaikirche unter dem Rasen des heutigen Stadtgartens am Südwall.



*Der Kirchhof der St. Petrikerche von Norden vor dem Abriss der sogenannten Bastion um 2011.*



*Der gleiche Bereich ein Jahr später.*

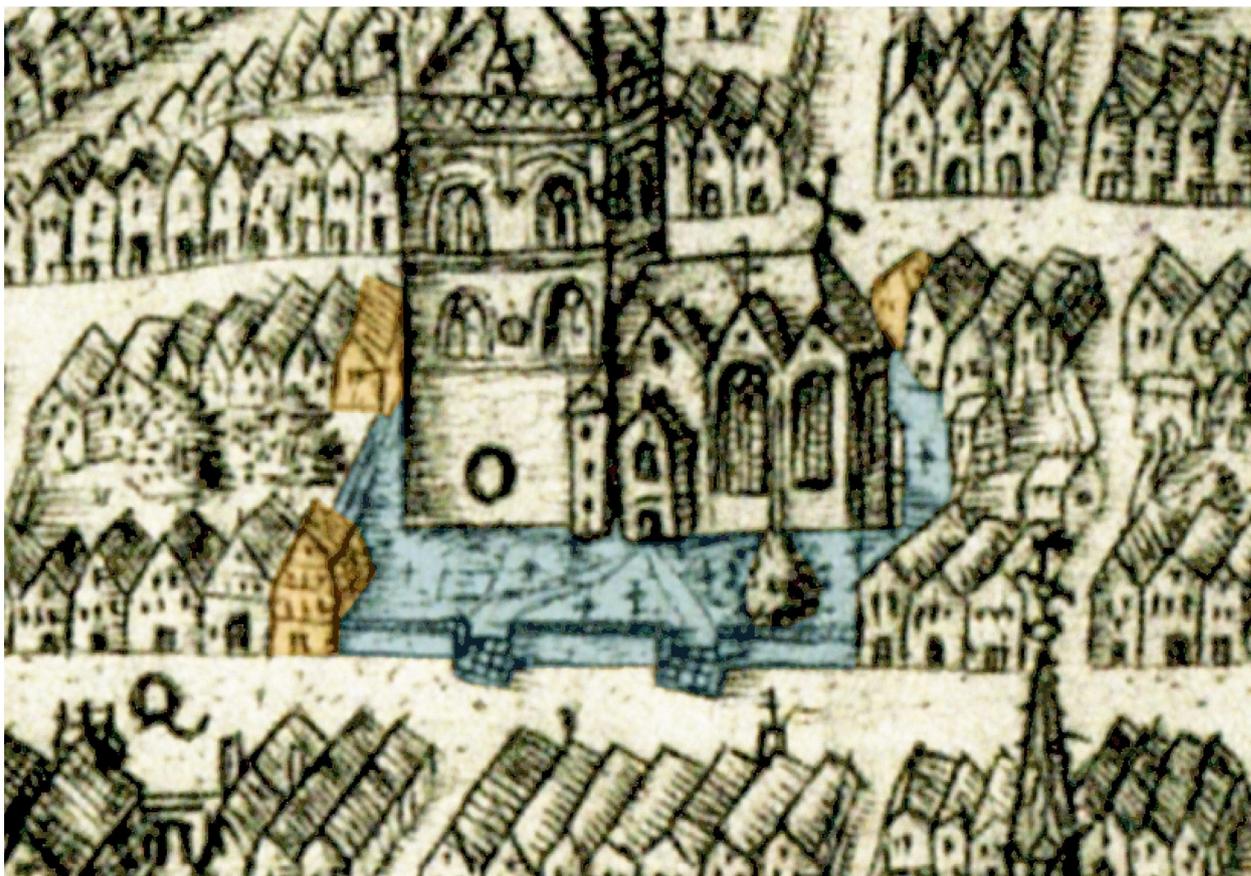
## Kirchhof und Friedhof

Der stetige Bevölkerungszuwachs in Dortmund besonders im 12. Jahrhundert machte eine weitere, vierte Pfarrkirche mit eigener Gemeinde im Westen der Stadt erforderlich. Nach Gründung der Petri-Pfarrei um 1320 und dem Beginn der Bautätigkeiten für die Kirche um 1322 entstand ein rund 3.800 Quadratmeter großer Kirchhof (s. Seite 24). Bis zur Eröffnung des „Communal-Todtenhofes vor dem Westenthor“ im Jahre 1811 – der heutige Westpark – beherbergte er auch den Friedhof für die Gemeindeglieder.

Die nördliche Grenze für die Kirchhofsfläche bildete ein Vorläufer der modernen Kampstraße (s. Seite 23). Die Ausgräber fanden einige Meter südlich der Kampstraße einen von schmalen Straßengräben begleiteten, unbefestigten Weg. Lediglich einige pro-

visorisch anmutende Reisig-Lagen scheinen das Begehen der Trasse erleichtert zu haben. Sie stammte in dieser Form wahrscheinlich aus dem 12. Jahrhundert. Erst zu Beginn des 14. Jahrhunderts wurde der Weg dann deutlich verarbeitet und mit Tierknochen, Keramikbruchstücken und Werkstattresten „gepflastert“. In den Überresten dieser ältesten Schotterlage waren sogar noch die tief eingefahrenen Fahrspuren schwerer Fuhrwerke zu erkennen.

Am Südrand dieser alten Straße verlief die nördliche Umgrenzungsmauer des Kirchhofs. Wohl schon seit seiner Einrichtung war er rundum mit einer massiven Bruchsteinmauer eingefasst und bis 1855 „mit starker eiserner Kette und mit eisernen Thoren eingeschlossen“, wie Adolf Heller, von 1874–1892 Pastor an St. Petri, zu berichten wusste.



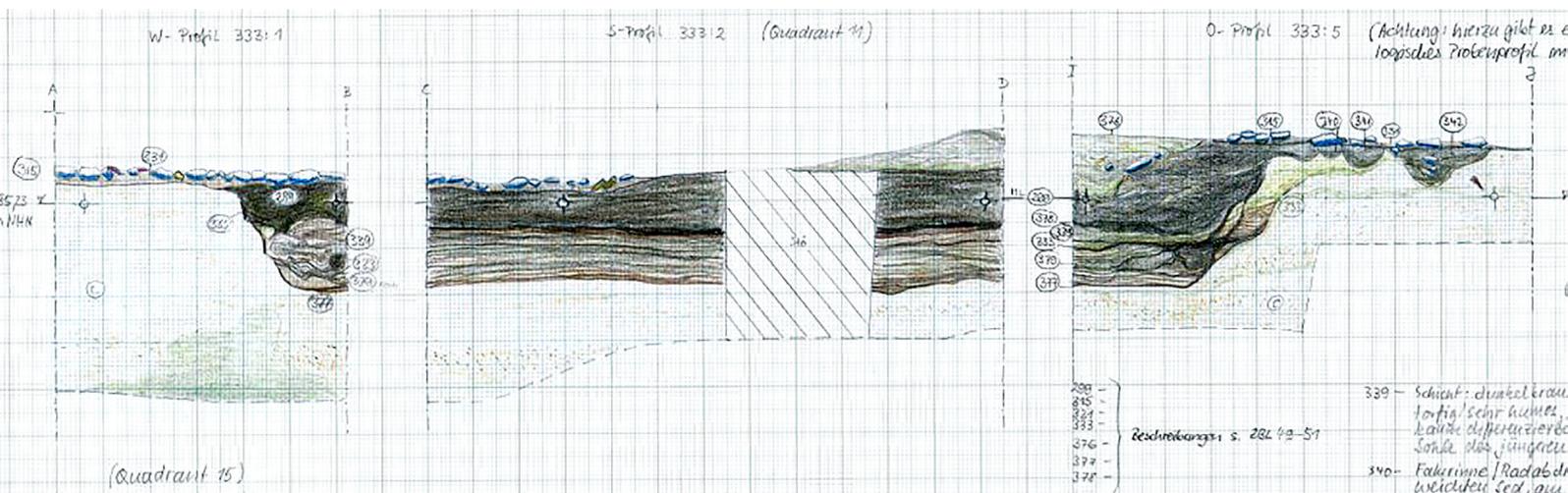
Auf der ältesten Ansicht des Petrikirchhofs (blau) aus dem Jahr 1610 von Detmar Mulher sind mehrere Grabkreuze, die Zuwege zum Hauptportal der Kirche sowie ein Baum, wohl eine Linde, zu erkennen. Aus der etwa drei Meter hohen Mauer zum Westenhellweg befinden sich zwei offene Durchlässe mit „Knochenbrechern“. Der Kirchhof ist umringt von der giebelständigen Bebauung am Hellweg im Süden und der Kampstraße im Norden. Direkt am Kirchhof und der Kampstraße standen die Gebäude der Küsterei (oben links), der Kirchspielschule von St. Petri (oben rechts) sowie am Westenhellweg seit mindestens 1700 das Gasthaus „Wiemer im Monde“.



Aufsicht auf die Schotterlage der Pflasterung der spätmittelalterlichen Kampstraße während der Ausgrabungen.

Auf der ältesten Ansicht Dortmunds – der Zeichnung von Detmar Mulher um 1610 – ist die südliche Mauer des Petrikirchhofes zum Westenhellweg gut zu erkennen. Zwei Durchlässe gestatteten zu dieser Zeit das Betreten des Kirchhofes. Hier waren im Boden sogenannte Beinbrecher eingelassen. Diese eisernen Roste sollten frei in der Stadt umher laufende Tiere, insbesondere die Schweine, daran

hindern, Gräber zu beschädigen oder zu verunreinigen. Ganz einwandfrei scheinen die Tiersperren nicht funktioniert zu haben, denn noch 1727 verbot der Dortmunder Rat seinen Bürgern, ihre nicht von den Hirten ausgetriebenen Schweine ohne Aufsicht auf die Straße zu lassen „weilen die Schweine auf den Kirchhöfen, Stadtgräben, in Höfen und Häusern [!] Schaden tun“.



Feldzeichnung mit Schnitt durch die Erdtrasse der frühen Kampstraße während der Ausgrabungen an der St. Petrikerche. Gezeichnet wurden in der Originalzeichnung das West-, Süd- und Ostprofil. Zu erkennen sind die verschiedenen Lagen des noch unbefestigten Weges und ganz oben die Schottersteine der ersten spätmittelalterlichen Pflasterung.

## Dicht an dicht

Auf dem Kirchhof lagen die Gräber der Gemeindemitglieder dicht an dicht, eng über- und nebeneinander, sowohl nördlich als auch südlich der Kirche (s. Seite 24). Im Laufe von fünf Jahrhunderten füllte sich die Kirchhofsfläche mehr oder weniger vollständig. Während der Ausgrabungen 2012 auf der Nordostseite der St. Petrikirche konnten die Überreste von ungefähr 200 Individuen geborgen werden.



Zwei Bestattungen auf dem Gemeindefriedhof der St. Petrikirche. Oben ist der von der Presse während der Ausgrabungen so genannte „Rote Riese“ zu erkennen. Der zu Lebzeiten außergewöhnlich hoch gewachsene, zwischen 1,80 und 1,90 m große, kräftige Mann hatte mit großer Wahrscheinlichkeit immer wieder unter Rückenschmerzen gelitten, denn seine Bandscheiben in der Lendenwirbelsäule waren stark abgenutzt. Die in der Bildmitte zu erkennenden quer liegenden Langknochen stammen aus älteren Gräbern und wurden von den damaligen Totengräbern zur Stabilisierung der neuen Särge verwandt.

Fast alle waren durch die immer wieder neu in den Boden eingetieften Grabgruben stark beeinträchtigt. Das machte es den Wissenschaftlern nicht leicht, die jeweilige Art der Grablegung zu ermitteln. Soweit erkennbar, wurden die Verstorbenen auf dem Petrikirchhof – wie allgemein üblich – in gestreckter Rückenlage, mit dem Kopf im Westen und entweder in einfachen Brettersärgen oder lediglich in Tüchern eingehüllt dem Erdreich übergeben (s. Seite 23). Insbesondere in der Barockzeit (in Westfalen ab ca. 1650, d. h. nach dem Dreißigjährigen Krieg) nutzte man auch sogenannte Klappsärge. Sie besaßen einen klappbaren Boden und konnten nach der Bestattungsfeier aus dem Grab gehoben und wiederverwendet werden.

Die Analyse der Skelette und Skeletteile ergab, dass die Mehrzahl der Personen im Erwachsenenalter zwischen dem 20. und 50. Lebensjahr verstorben war. Auffällig ist die geringe Anzahl jugendlicher Individuen. Hinsichtlich der Körperhöhe wurden viele Menschen der Petrigemeinde ähnlich groß wie heute, die Durchschnittsgröße der männlichen Individuen lag bei 1,70 Metern, die der weiblichen Personen bei 1,58 Metern. Die Sterbeursachen konnten die Wissenschaftler an den Knochen nicht mehr feststellen.



In drei Fällen konnten Gräber geborgen werden, in denen Erwachsene mit Kindern in einem Grab bestattet worden waren. In dem Dokumentationsfoto liegt das Kind neben der rechten Schulter der Verstorbenen.

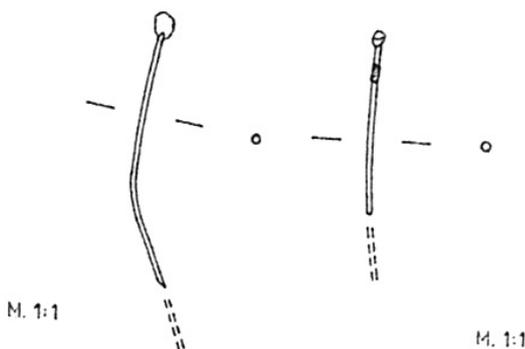
## Eine Totenkrone

In christlichen Glaubensgemeinschaften ist es nicht üblich, den Verstorbenen „Beigaben“ für ein Leben im Jenseits mitzugeben. So finden sich in mittelalterlichen Gräbern in der Regel nur selten Gegenstände, die mehr sind als Teile der Totenkleidung. Meist wurden die Verstorbenen lediglich in einem schlichten Leichenhemd bestattet.

In einem der Gräber auf dem Petrifriedhof entdeckten die Archäologen im Kopfbereich vier filigrane weiße Hohlglasperlen. Sie gehörten zu einer der in Westfalen seltenen Totenkronen aus einem Metallgespinst aus vergoldeten oder versilberten, verdrehten Kupferdrähten, sogenannten leonischen Drähten (der Begriff wurde abgeleitet von dem französischen Ort Lyon). Sie wurden meist vor Ort hergestellt, beispielsweise gab es in Leipzig im 18. Jahrhundert Kranzmacherinnen, die sie in Heimarbeit fertigten. Charakteristisch für diese Kronen waren ihre fantasievollen, floralen Gestaltungselemente, in die man häufig auch Perlen, meist Hohlglasperlen als preiswerten Ersatz für echte Perlen einflocht. Produziert wurden diese hauchfeinen Schmuckstücke seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert insbesondere in Thüringen und Böhmen, seit 1730 beispielsweise im thüringischen Lauscha. Wie auch an den Dortmunder Exemplaren gut zu erkennen, hatte man jeweils mehrere dieser Hohlglasperlen „in Klautsche“, d. h. heißt aus einem einzigen Glasstrang geblasen, um sie erst danach voneinander zu trennen. Dabei blieben jeweils die charakteristischen kleinen Stege an den Enden stehen. Totenkronen wurden im 17. bis 19. Jahrhundert Kindern und ledigen Erwachsenen mit in das Grab gegeben.



In einem sehr stark zerstörten Grab fanden die Ausgräber im Kopfbereich vier filigrane weiße, „in Klautsche“ geblasene, weiße Hohlperlen. Sie gehörten zu einer der in Westfalen seltenen Totenkronen.



Einige der Messingnadeln von der Bestattung an der St. Petrikerche in der archäologischen Zeichnung.



Diese Bestattung lag in einem etwa 1,80 m langen Sarg mit relativ aufwändigen Beschläge und Sarggriffen. Die Reste einiger Messingnadeln lassen auf eine frühneuzeitliche Haube der Bekleidung schließen. Diese winzigen Nadeln wurden seit dem späten Mittelalter und noch bis in das 17. Jahrhundert hinein genutzt.



# Vor Gott sind alle Menschen gleich ...

Henriette Brink-Kloke

Seit einigen Jahren legt die archäologische Forschung verstärkt ihren Fokus auf die Untersuchung christlicher Gräber. Bis dahin wurden diese Bestattungen als einheitlich im Ritus, von Adelsgräbern abgesehen ohne besondere Aufmachung und als aus schriftlichen und bildlichen Dokumenten ausreichend nachvollziehbare Quellengattung angesehen. Doch inzwischen wird bei jedem Spatenstich in Friedhofserde deutlicher, dass sich diese vermeintliche „Gleichheit“ im Verlauf der Neuzeit mehr und mehr auflöst und sich zahlreiche regionale, religiöse, soziologische und chronologische Differenzierungen im Bestattungsritus herausbilden. Die Hintergründe lassen sich häufig nur ansatzweise durch die schriftliche oder mündliche Überlieferung nachvollziehen, so dass sich die Archäologie inzwischen zunehmend auch dieser Quellengattung annimmt.

Der Beginn der Neuzeit mit ihren politischen und gesellschaftlichen Reformen markiert auch den Zeitpunkt für Änderungen im christlichen Bestattungsbrauch. Sie betreffen alle Bereiche des Begräbnisses. So befanden sich im Mittelalter die Beerdigungsplätze noch unmittelbar an der Kirche bzw. bei herausgehobenen Personen im Kircheninnern. Ausgelöst durch die größtenteils kritischen hygienischen Zustände auf den Kirchhöfen begann man ab dem 16. Jahrhundert, die Begräbnisstätten teilweise auch abseits der Kirchen einzurichten. Unterstützt wurde dies durch die reformatorische Anschauung, wonach Gräber nicht mehr ausschließlich in unmittelbarer Nähe heiliger Stätten und geweihter Erde angelegt sein mussten, um das Seelenheil zu erlangen – entscheidend ist allein das diesseitige gottgefällige Lebenswerk.

Im 18. Jahrhundert setzte sich schließlich die Bestattung in Einzelgräbern bzw. Familiengrablagen durch. Bis dahin wurden die Toten häufig anonym und oftmals in Gemeinschaftsgruben beerdigt. Gegen Ende des Jahrhunderts wurde zudem die Beisetzung in Holzsärgen im gesamten deutschsprachigen Raum verpflichtend. Vorher hatte man die Verstorbenen oft ohne Sarg der Erde übergeben, teilweise wurden

auch sog. Klappsärge, d. h. wieder verwendbare Holzsärge wie an St. Petri in Dortmund benutzt. Hygieneprobleme und insbesondere die große Bevölkerungsdynamik des 19. Jahrhunderts führten letztendlich zur vollständigen räumlichen Loslösung der Bestattungsplätze von den Kirchenbauten und zur Übernahme des Bestattungswesens durch die Gemeinden. So wurde 1811 der heutige Westpark vor dem Westentor der erste der „neuen Kirchhöfe“ in Dortmund.

## Trauer tragen ...

Im Mittelalter bestattete man die Verstorbenen in der Regel unbekleidet, meistens nur in Tücher gehüllt. Aus dieser Zeit finden sich in den Gräbern so gut wie keine Trachtbestandteile, wie Knöpfe, Schnallen oder Gürtelschließen. Doch dies änderte sich im Verlauf von Humanismus und Renaissance. Der Mensch rückte in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Christlicher Glaube und die Hoffnung auf das Jenseits waren zwar präsent, ersetzten aber nicht länger das Individuum und die Gegenwart. Nun wurden die Toten zunächst im städtischen, später auch im ländlichen Bereich bekleidet beerdigt. Man präsentierte sie privat oder öffentlich „in Sonntagskleidung“, d. h. mit Schmuck, festlichen Gewändern oder besonderen Totenhemden und dekorierte den Sarg mit Stoffen und Blumen. Vom Friedhof der Syburger Kirche St. Peter stammen mehrere kleine, tropfenförmige Gagatsteine, wahrscheinlich aus dem Gehänge einer Halskette. Dieses schwarz glänzende, fossile Holz, auch schwarzer Bernstein genannt, lässt sich leicht schnitzen. Es wird seit alters her als Schmuckstein und seit dem Mittelalter auch als Rosenkranzperle und Trauerschmuck verwendet. Die Farbe schwarz galt als Ausdruck der Trauer. Im Todesfall trugen die Hinterbliebenen oftmals eine Zeit lang schwarze Kleidung und nach Möglichkeit schwarzen Schmuck, sie „gingen in Schwarz“.

Katholiken wickelte man Rosenkränze mit persönlichen Anhängern, Medaillen, Andachtsbilder, Kruzifixen o. ä. um die zum Gebet gefalteten



Hände, Protestanten gab man stattdessen Gebet- oder Gesangbücher. Die immer individueller gestalteten Trauerzeremonielle können als Ausdruck von gesellschaftlichem Statusdenken gedeutet werden.

Persönliche Objekte, wie Brillen, Tabakspfeifen und andere Gebrauchsgegenstände gelangten im Verlauf des 18. und 19. Jahrhunderts vermehrt in die Gräber. Kinder erhielten Spielzeug, Säuglingen wurde manchmal die Nuckelflasche mitgegeben. Vielleicht argwöhnte man, der Verstorbene könne zurückkommen, um sich „seine Sachen“ zu holen.

Ein besonderer Gegenstand sind die sog. Totenkronen, die seit dem 16. Jahrhundert bei beiden Konfessionen zuerst im städtischen, später auch im ländlichen Raum in Gebrauch waren. Der Begriff „Totenkrone“ bezieht sich weniger auf die Funktion als Krone, sondern auf die Form der Stücke. So werden darunter offene Formen, wie Kränze und Diademe, aber auch Kronen und Hauben verstanden. Sie müssen nicht unbedingt auf dem Kopf, sondern können auch auf den Beinen oder der Brust abgelegt worden sein. Die filigranen Drahtgebilde wurden in der Regel ledig verstorbene Personen, meist jungen Frauen, seltener jungen Männern und Kindern mitgegeben. So fanden die Archäologen auch an einer Kinderbestattung des 19. Jahrhunderts an der Bodelschwingher Schlosskirche Hinweise auf eine solche Haube. Erst im Verlauf des 20. Jahrhunderts gelangten die Kronen nicht mehr in die Gräber, sondern wurden auf den Sarg gestellt und verblieben in der Kirche. Sie werden als Jungfräulichkeitssymbol, als Hinweis auf die himmlische Hochzeit, aber auch als Krone des Lebens gedeutet.

Ein anderer Hintergrund ist bei Gegenständen zu vermuten, die man für die Leichenwaschung und Totentoilette benutzt hatte. Schwämme, Kämmen, Rasiermesser, Scheren und Waschschüsseln, insbesondere bei Protestanten wurden auch ganze Geschirrsätze in die Gräber gestellt. Ebenso finden sich kleine Glasflaschen und Steinzeugtöpfchen mit den Arzneimitteln des Verstorbenen. So seien auch auf dem ehemaligen Friedhof an der Kirche St. Johann Baptist in Dortmund-Brechten beim Ausschachten neuer Grabgruben häufig kleine Glasfläschchen gefunden worden, worauf der ehemaligen Brechtener Heimatpfleger Friedrich Rabenschlag immer wieder

hinwies. Man glaubte, Materialien, die mit dem Leichnam in Berührung gekommen waren, seien unrein und unheilbringend: Man müsse dem Toten nachfolgen, wenn diese Gegenstände wieder in den profanen Gebrauch zurückgenommen würden.

Wie differenziert und vielschichtig sich der Umgang mit dem Tod im Verlauf der Neuzeit herausbildete, soll zum Schluss wiederum das Beispiel der Untersuchungen auf dem Bodelschwingher Kirchhof zeigen. Bei den hier ausgegrabenen zahlreichen protestantischen Bestattungen des 19. Jahrhunderts fanden sich weder Glaubenszeugnisse noch Gefäße, obwohl zumindest die oben erwähnten Waschschüsseln zu erwarten gewesen wären. Selbst kleine Nadeln, die in der Regel zahlreich zum Fixieren von Bekleidung, Totenhemden, Sargauskleidung, Kissen o. ä. benutzt wurden, fehlten fast vollständig. Im Bestattungszeremoniell in Bodelschwingher wurde offensichtlich nicht nur auf die Mitgabe von Waschutensilien und Glaubenszeugnissen, sondern auch auf Kissen oder aufwändige Totenkleidung verzichtet. Die Hintergründe für diese Reduktion könnten auf die unterschiedlichen Auffassungen innerhalb der protestantischen Konfession zurückzuführen sein. Die strenge Haltung der Lutheraner zu bestimmen tradierten Symbolgegenständen im Bestattungsbrauch, wie der Einsatz von Kerzen, konnte schon die historische Forschung glaubhaft machen.

## Literatur

- Jan Brademann, Mit den Toten und für die Toten. Zur Konfessionalisierung der Sepulkralkultur im Münsterland (16.–18. Jahrhundert). Schriftenreihe des Sonderforschungsbereiches 496, Bd. 43 (Münster 2013).
- Birgit Grosskopf (Hrsg.), Der vergessene Friedhof. Kulturgeschichtliche und naturwissenschaftliche Ergebnisse zur Ausgrabung des neuzeitlichen katholischen Friedhofs in Göttingen (Göttingen 2015).
- Hauke Kenzler, Bestattungen des 18. und 19. Jahrhunderts aus archäologischer Sicht, in: Bestattungskultur 3, 2017, 14–17.
- Juliane Lippok, Neuzeitliche Totenkronen in Deutschland, in: Prähistorischen Zeitschrift 2013, 88/1–2, 180–207.

## Wer schreibt, der bleibt ... Stilus

Noch ein anderer bemerkenswerter Gegenstand fand sich in einem der Gräber. In Brusthöhe eines Verstorbenen, wohl ehemals in seinen Händen, lag ein etwa acht Zentimeter langer Bronzegriffel. Stifte dieser Art nutzte man in einer Zeit, in der Papier und Pergament selten und deshalb teuer waren, zum Notieren auf einfachen, mit Wachs belegten Holztafelchen. Doch der Kopf des Griffels von der St. Petrikirche war erkennbar einseitig abgenutzt und sein spitzes Ende deutlich abgebogen. Er kann deswegen nicht nur zum Schreiben auf der weichen Oberfläche einer Wachstafel genutzt worden sein, sondern diente auch für gröbere Arbeiten – wie etwa zum Anreißen von Werkstücken aus Stein. Ein Dekorationsdetail ließ aufmerken: Auf dem Griffel ist kurz unter dem Kopf eine Verdickung mit zwei Kerben auf beiden Seiten zu erkennen. Auf den breiten Seiten bilden diese ein kantiges „S“ und auf den gegenüberliegenden Schmalseiten ein ebensolches „Z“. Es handelt sich demnach um einen der

ausgesprochen seltenen Griffel mit S|Z-Dekoration, für die man einen exklusiven Nutzerkreis rekonstruiert hat. Die Mehrzahl der 25 aktuell bekannten Exemplare stammt aus dem Umfeld von „Bauhütten“ bedeutender Kirchenbauten des hohen Mittelalters, an denen die Anwesenheit von Bauleuten aus der norditalienischen Lombardei wahrscheinlich gemacht werden konnte. Der Schutzpatron dieser „Magistri Comacini“, also der Baumeister aus der Region um Como, war der hl. Zenon (San Zeno). Da liegt die Vermutung nahe, dass genau dieser mit der Abkürzung „S|Z“ auf dem für Architekten oder Steinmetze so wichtigen Arbeitsgerät gemeint sein könnte. Hatte sich die Gruppe dieser Baufachleute damit ein gemeinsames Erkennungszeichen gegeben? Gut vorstellbar also, dass auf dem Friedhof der St. Petrikirche ein vielleicht sogar aus Norditalien stammender Mitarbeiter der Bauhütte von St. Petri bestattet wurde und man ihm den Stilus sozusagen als Abzeichen mit ins Grab legte.



*Am Schaft des Griffels sind wechselseitig die Buchstaben „S“ und „Z“ eingearbeitet.*



## Unter den Gräbern

Zur Überraschung der Archäologen tauchten unter den Gräbern Reste alter Gebäude auf. Offensichtlich hatte man die St. Petrikerche auf bebautem und erschlossenem Gelände errichtet (s. Seite 24). Was war da geschehen, was waren das für Häuser gewesen und hatte man sie abgebrochen, um das Baufeld für den Kirchenbau frei zu räumen?

Anhand der geborgenen Keramikfunde war zu erkennen, dass hier erste Gebäude bereits im 12. Jahrhundert gebaut worden waren. Das älteste der auf dem späteren Baufeld der St. Petrikerche ausgegrabenen Anwesen war gleichzeitig auch das besterhaltene. Sein ausgesprochen kleiner Kellerraum war eine einfache, in den anstehenden Lößlehm eingegrabene, rechteckige Grube. Sie besaß eine maximale Breite und Länge von knapp drei Metern. Zu betreten war der Keller über eine mindestens dreistufige, etwa 1,80 Meter lange Außentreppe. Auf die Lehmstufen der Treppe hatte man als Befestigungen drei Eichenbretter gelegt und den Kellerboden mit Sandsteinplatten gepflastert. Die Wände bestanden aus einem Holzgeflecht mit Lehmverputz. Der Keller dürfte nicht allzu hoch gewesen sein. Ehemals ca. einen Meter in den Boden eingetieft, ragte er wohl etwa kniehoch aus dem Boden und besaß demnach eine Höhe von rund 1,50 Metern. Die war wahrscheinlich auch ausreichend, denn derartige Keller nutzte man lediglich zur kühlen Lagerung leicht verderbliche Vorräte oder Waren.

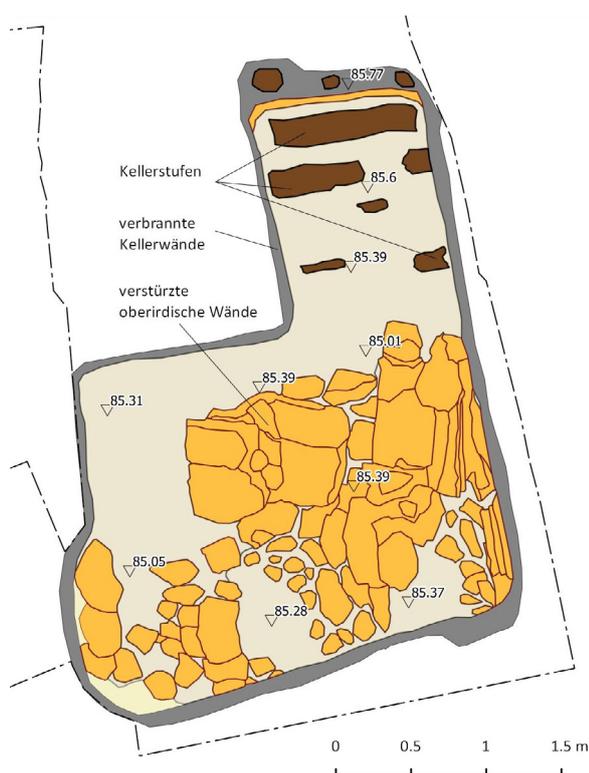
Das Gebäude war vollständig abgebrannt (s. Seite 26). Im Brandschutt des Kellers lagen noch die großen, massiven Blöcke der aufgehenden Wände aus Lehm-Flechtwerk. Nicht einmal die wertvollen, eisernen Beschläge der Kellertür hatte man bergen können. Über die dendrochronologische Altersbestimmung (s. Seite 22) der hölzernen Treppenstufen im Keller war als Bauzeit die Mitte des 12. Jahrhunderts zu ermitteln. Die jüngsten, im Brandschutt geborgenen Keramikreste gehörten in die Zeit um 1250.

Für die Archäologen war das Brandereignis sozusagen ein Glücksfall. Anhand der in den Keller gestürzten Wandreste konnte man den Gebäudeaufbau gut rekonstruieren. Das über dem Keller stehende Gebäude war als Fachwerkbau mit Gefachen aus

Ruten-Geflecht mit beidseitig aufgetragenem Lehmverstrich errichtet worden. Zwar haben sich keinerlei Hinweise auf die Grundfläche dieses Fachwerkbaus finden lassen, doch die mit 7,6 Quadratmetern geringe Größe des Kellers lässt erwarten, dass das darüber stehende Wohngebäude lediglich teilweise unterkellert gewesen war. Erdkeller und Gebäude gab man nach der Brandkatastrophe auf und planierte die Grundfläche ein.



Der älteste Keller mit den eingefallenen Teilen seiner oberirdischen Konstruktion während der Ausgrabung. Oben erkennt man Reste der hölzernen Treppenstufen und im Vordergrund Teile der durch Brand orangerot geblühten Fachwerkwände.



Der gleiche Keller in einer archäologischen Planzeichnung.

## Immer wieder Neubauten

Als Nachfolger wurde, lediglich etwa fünf Meter nach Norden versetzt, ein gänzlich neues, ebenfalls unterkellertes Gebäude errichtet. Diesmal allerdings bestanden die Wände des mit rund 20 Quadratmetern deutlich größeren Kellers aus Bruchsteinmauern. Von ihm haben sich die nördliche, rund ein Meter hohe Mauer auf einer Länge von etwa 5 Metern vollständig sowie die West- und Ostmauer auf einer Länge von rund drei Metern teilweise erhalten. Auch dieser Keller besaß eine oberirdische Fachwerkkonstruktion, wie anhand der tief in das Mauerwerk eingelassenen Aussparungen für das hölzerne Ständerwerk zu erkennen war. Vergleichbare Fachwerkgebäude waren nicht nur in Westfalen seit dem 13. Jahrhundert allgemein üblich.

Um 1300 brannte auch dieses Gebäude ab. Man entfernte einen Teil der Kellermauern – wahrscheinlich um die Steine anderweitig zu verwenden –, räumte den Keller aus und verfüllte ihn mit den umliegenden Abbruchresten. Aus diesem Schutt stammen sechs Fragmente grünlich teiglasierter Dachpfannen. Das Gebäude scheint mit einem sehr repräsentativen, metallisch schimmernden Dach ausgestattet gewesen zu sein. Wollten seine Eigentümer hier etwa die typische Patina der herrschaftlichen und kirchlichen Gebäuden vorbehaltenen Kupferbedachungen imitieren? Derart besonders hochwertige, mittelalterliche Dachpfannen waren bisher aus Dortmund nicht bekannt und auch in den Nachbarstädten Münster und Soest sind nur wenige



*Der Steinkeller des Nachfolgegebäudes mit seiner Nordwand während der Ausgrabung.*

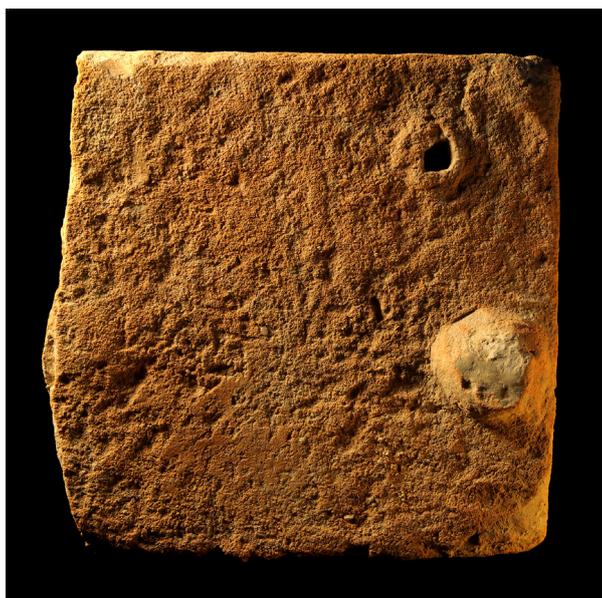


*Die senkrechten Aussparungen in der Nordwand dienten wohl zur Verankerung der Holzständer für die obertägige Fachwerkkonstruktion.*

## Ritter aus dem „Schiethues“



Fragmente grün glasierter Dachpfannen aus dem Steinkeller. Die Glasur schützte lediglich den Bereich, der unmittelbar der Witterung ausgesetzt war.

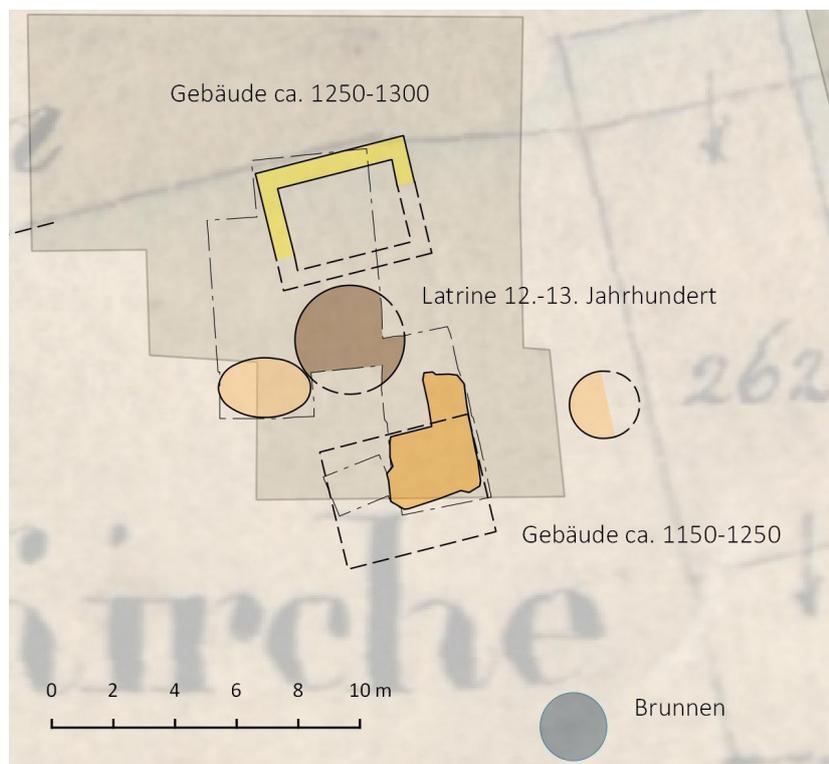


Auf den etwa 17 cm breiten und 25 cm langen Dachplatten aus dem Steinkeller war auf der Unterseite eine „Nase“ angebracht, mit der die Platte in die darunter liegende, hölzerne Dachlattung eingehängt wurde. Durch die vor dem Brand eingestochenen Löcher nagelte man die Pfannen zum Schutz vor Abklappungen zusätzlich fest.

vergleichbare Exemplare vorhanden. Dass man anscheinend in einer Dortmunder Ziegelei schon vor 1300 glasierte Dachziegel herstellte, war sehr überraschend, weil für das gesamte späte Mittelalter für Dortmund keine weiteren Beispiele für glasierte Baukeramik überliefert sind. Etwa 200 Jahre jünger sind die heute im städtischen Museum für Kunst und Kulturgeschichte aufbewahrten glasierten Backsteine eines für den Hansaplatz 1925 abgerissenen Gebäudes an der damaligen Wißstraße.

In direkter Nachbarschaft des älteren Erdkellers legte man wohl noch im ausgehenden 12. Jahrhundert eine Latrinengrube an. Auch wenn es uns heute befremdlich anmutet: Eigens eingerichtete Abtritte mit ihren darunterliegenden Gruben waren zu dieser Zeit keineswegs selbstverständlich und eher ein „Privileg“ der sozialen Oberschicht. Erst die zunehmende Bebauungsdichte in den spätmittelalterlichen Städten ließ ihre Anlage dann allgemein notwendig werden – zusammen mit allen unerfreulichen Begleiterscheinungen. Bereits 1377 musste wegen diverser Nachbarschaftsstreitigkeiten in Dortmund die Lage des üblicherweise außerhalb des Gebäudes in einem gewissen Abstand von der Straße angelegten „Schithues“ in den städtischen Statuten geregelt werden.

In der Latrinengrube an der Kampstraße lag eine Brandschuttschicht, die von dem über ihr stehenden hölzernen Abtritt stammen dürfte. War er, wie das nahe Fachwerkgebäude über dem Erdkeller auch, beim gleichen Brand in der Mitte des 13. Jahrhunderts abgebrannt? Im Gegensatz zum Erdkeller nutzte man die immerhin noch 1,80 Meter tiefe Grube



Schematische Darstellung der ausgegrabenen Grundrisse und der Latrine. Zum Gebäude gehörte vielleicht schon der 1981 ausgegrabene Brunnen auf dem heutigen Petrikerchplatz.



*Schnitt durch die Latrinengrube zwischen den beiden Kellern. Der ältere Teil der Grube (unten) ist deutlich schmaler.*



*Rekonstruktion des Dortmunder Aquamaniles anhand seiner Bruchstücke. Hergestellt aus sehr sorgfältig gearbeiteter „geschmauchter“ dunkelgrauer Irdenware stammt es wohl aus einer Töpferei in Ostwestfalen oder dem südlichen Niedersachsen. Gut möglich, dass dem Töpfer zeitgenössische Aquamanile aus Bronze als Vorlage dienten. Das Dortmunder Gefäß ist heute im Kindermuseum Adlerturm zu bewundern.*

aber für den Neubau mit dem Steinkeller weiter und verbreiterte sie auf einen Durchmesser von rund 4,50 Metern. Mit der Zeit lagerten sich in ihr weitere Füllschichten ab und am Ende der etwa fünfzigjährigen Nutzungszeit verfüllte man sie um 1300 mit dem Abbruch- und Brandschutt des Gebäudes über dem steinernen Keller.

Auf der Brandschicht des älteren Hauses und damit praktisch auf der Sohle der jüngeren, verbreiterten Grube, lagen acht Bruchstücke eines tönernen Aquamaniles. Das zerbrochene Gefäß gelangte somit um 1250 in die Latrinengrube. Erhalten haben sich nur der Handgriff und die Ausgusstülle eines pferdeförmigen Gefäßkörpers. Zu erkennen sind außerdem Füße und Beine eines ehemals aufsitzenden Reiters. Die Fragmente lassen sich zu einem für Dortmund einzigartigen Aquamanile (lat. aqua – Wasser, manus – Hand) in Form eines Reiters (Ritters?) auf einem Pferd ergänzen. Derartige Gefäße dienten in dieser Zeit zur rituellen Handreinigung vor der Mahlzeit. Beliebt waren dabei Gießgefäße in heraldischen Formen, wie Löwen, Greifvögel, Drachen oder eben – besonders selten, weil sehr aufwendig herzustellen – Ritter in voller Rüstung auf ihrem Schlachtross. Als Vorbilder für diese Gefäße dienten wertvolle, aus Buntmetall gegossene Aquamanile. Schon angesichts ihres Materialwertes standen diese lediglich der Oberschicht zur Verfügung, doch Gefäße aus wesentlich preiswerterer Keramik konnten sich im 13. Jahrhundert auch wohlhabendere Stadtbürger leisten.

Somit lässt sich festhalten: Im Nordwesten des späteren Kirchhofs der St. Petrikirche befand sich offensichtlich seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts bis um 1300 ein unterkellertes Anwesen mit Latrinengruben, deren Bewohner sich am „höfischen“ Leben orientierten und dies sowohl durch die besondere Ausgestaltung des Hauses (glasierte Dachpfannen), als auch durch das Hausinventar (Aquamanile) zum Ausdruck brachten.

## Brunnen auf dem Kirchhof

Zu dem Anwesen mit den beiden unterkellerten, nacheinander errichteten Gebäuden könnte auch ein bereits 1981 entdeckter, etwa 15 Meter weiter südlich gelegener Brunnen gehört haben. Er ist heute noch sichtbar (nordöstlich neben dem Chor der St. Petrikerche) und versorgte bis in das 19. Jahrhundert eine ganze Reihe von Haushalten in unmittelbarer Nähe der Kirche. Er war also weder ein öffentlicher Brunnen, noch hatte die Petri-Pfarrei ein alleiniges Nutzungsrecht – ein deutlicher Hinweis auf seine Erbauung in der Zeit vor Einrichtung des Kirchhofes. Der Brunnen besitzt eine bis auf eine Tiefe von etwa 6,40 Metern reichende, aus Ruhrsandstein gesetzte Brunnenröhre. Vergleichbare Brunnen kennt die Stadtarchäologie zwar schon ab Ende des 11. Jahrhunderts, doch üblicher wurden sie erst im 12. Jahrhundert.

Der Brunnen wurde 1981 von Mitgliedern des Historischen Vereins für Dortmund und die Grafschaft Mark untersucht (s. Seite 23). Seine Einfüllung bestand aus Bauschutt, der im Zusammenhang mit einer Neuverglasung der Kirchenfenster in der

zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert entstanden war. Im Schutt fanden sich zudem zeittypische Gebrauchsgegenstände, wie Scherben von Tongeschirr, Pfeifenköpfe, Flaschen und Murmeln. Offensichtlich war der Brunnen mit dem Ende der Bauarbeiten um 1882 verfüllt worden.

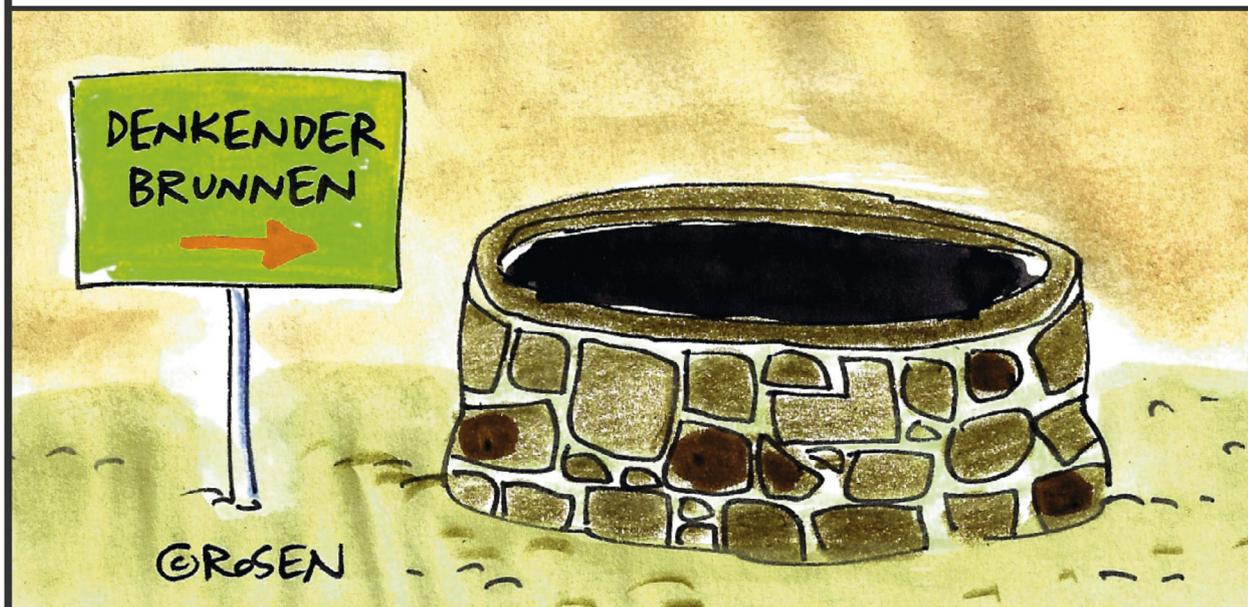


Der Brunnenaufbau an der St. Petrikerche heute.

## StadtneuRosen

[facebook.com/stadtneuosen](https://facebook.com/stadtneuosen)

Wegen zu hoher Kosten soll der „sprechende Brunnen“ an der Petrikerche wieder verworfen und durch eine wesentlich kostengünstigere Attraktion ersetzt werden...



Der restaurierte Brunnen an der St. Petrikerche war im September 2016 Thema eines Cartoons von Holga Rosen in den Ruhr-Nachrichten. Anlass waren in der Presse vorgestellte, nicht ganz ausgereifte Überlegungen zur Renovierung seiner oberirdischen Teile.



# Eine Ausgrabung vor der Stadtarchäologie



Ingo Fiedler

Schon bevor Bodendenkmalpflege als städtische Aufgabe institutionalisiert wurde, hatten sich Mitglieder des Historischen Vereins für Dortmund und die Grafschaft Mark 1981 zu einem Arbeitskreis für Archäologie und Denkmalpflege zusammengefunden. Sie setzten sich für den Erhalt historischer Bausubstanz in Dortmund ein und plädierten für die Einrichtung einer Stadtarchäologie, wie sie vom Leiter des Museums für Kunst und Gewerbe, Albert Baum, in den Jahren 1892 bis 1934 betrieben worden war. In der von Bomben zerstörten Stadt hatten zwar Ausgrabungen in Kirchen stattgefunden, aber zu großflächigen archäologischen Untersuchungen kam es in der Eile des Wiederaufbaus nicht.

Im Vorfeld der 1100-Jahr-Feier der Stadt Dortmund sollte auch der Kirchplatz der St.-Petri-Kirche umgestaltet werden. Da auf dem unbebauten Platz bei Kanalbauarbeiten Bodenfunde gemacht worden waren, schlug der Arbeitskreis vor, bevor die Neu-

gestaltung des Platzes in Angriff genommen werden sollte, eine archäologische Ausgrabung durchzuführen.

Weder die Dortmunder Stadtverwaltung noch das Amt für Bodendenkmalpflege in Münster sahen sich in der Lage, eine Notgrabung vorzunehmen. Das Amt gestattete aber dem Arbeitskreis im Einvernehmen mit dem Gemeindeverband St.-Petri-Nicolai, eine solche Grabung durchzuführen. Die in der Zeit vom 23. Mai bis 27. Juni 1981 – später waren noch baubegleitende Beobachtungen möglich – bewerkstelligte Bodenuntersuchung im Gelände nördlich des Chores wurde ausnahmslos mit ehrenamtlichen Helfern durchgeführt, die dem Arbeitskreis angehörten und von Schülern des Heisenberg-Gymnasiums unterstützt wurden.

Unterhalb einer etwa 40 cm mächtigen modernen Deckschicht fand sich überwiegend stark gestörter



*Die Brunnenröhre an der St.-Petri-Kirche während der Ausgrabung 1981*



Friedhofsboden, da seit dem Mittelalter bis zur Anlage des ersten kommunalen Friedhofs, des heutigen Westparks, in den Jahren 1810/11 regelmäßig an der Kirche bestattet worden war. Noch im 20. Jahrhundert war ein Teil des Friedhofsareals eingezäunt; die Grabung zeigte aber, dass der Friedhof über die Umzäunung hinausgereicht hatte. In der Tiefe zwischen 1,3 m und 1,5 m unter der Oberfläche fanden sich einige vollständig erhaltene Gräber, die aufgedeckt und untersucht werden konnten. Im Norden der Kirche, im Winkel zwischen Sakristei und Chor wurde in nordöstlicher Richtung in ca. 1,3 m Abstand von der Kirche ein 7 m langer Suchschnitt angelegt. An dessen Ende wurde ein Brunnen von 2,1 m Breite und einer lichten Breite von 1,5 m freigelegt, der, so ergaben es die Funde im Brunnen, nach dem Bau der Dortmunder Wasserleitung und einer Kirchenrenovierung 1882 verfüllt worden war.

Die Ausgräber des Brunnens hatten die Schwierigkeit, weder über geeignetes Hubgerät noch über die Möglichkeit zu verfügen, den Brunnen standhaft zu verbauen, um ihn ausheben zu können. Die Lösung dieser Probleme übernahm das Technische Hilfswerk, dem ein Arbeitskreismitglied angehörte; ein Helfer des THW beteiligte sich dann spontan an den Ausgrabungen. Zu den besonderen Funden, die im Brunnen gemacht wurden, gehörte die zerschlagene Brunnendeckplatte und ein sorgfältig zugehauener Bruchstein mit den Buchstaben P. N. K. (für Petri-Nicolai-Kirche). Ein Steinfragment der gotischen Ausstattung der Kirche wurde in unmittelbarer Nähe des Brunnens aufgedeckt. Alle Relikte werden heute noch in der Kirche aufbewahrt.

Durch die aus Lehm und verwittertem Mergel bestehenden Bodenschichten ist der Brunnen bis in 6,4 m Tiefe mit Ruhrsandstein ausgemauert; verjüngt setzt er sich im anstehenden gesteinsharten Mergel bis auf eine Tiefe von 11,6 m fort. Dort hat der Brunnen noch eine Breite von 1,1 m. Im Mauerwerk und im

Mergel des Brunnens befinden sich vier gegenüberliegende Paare von Aussparungen. In der untersten Lage befanden sich noch Reste der ursprünglichen Balken und Bretter, die wohl zur Befestigung eines Pumpenrohres gedient hatten. Auf dem Brunnenboden befindet sich zentrisch ein Bohrloch, das mit einem Mantelrohr eingefasst ist. Die Bohrvertiefung führt in eine Tiefe von etwa 18,6 m und wird dort von zirkulierendem Kluftwasser gespeist. Um den Wasserzulauf festzustellen, wurde die Dortmunder Feuerwehr gebeten, den Brunnen leerzupumpen; dies gelang auch mit der stärksten verfügbaren Pumpe nicht. Das Wasser des Brunnens ist biologisch einwandfrei, wenn auch mit Schwebeteilchen versetzt.

Im Stadtarchiv fanden sich nur wenige Hinweise auf den Brunnen: 1708 stritten sich die Bürger Rügge und Kusecke um Nutzungsrechte. 1836 wurden sechs Brunnennutzer, unter ihnen Fuhrmann Rügge, aufgefordert, die Pumpe instandsetzen zu lassen. Dortmund war von alters her eine sehr wasserreiche Stadt; das änderte sich mit der zunehmenden Flächenbebauung und dem Übergang zum Tiefbau der Steinkohlenzechen; so ist für das Jahr 1856 belegt, dass 40 Brunnen im Dortmunder Westen trocken fielen. Es ist wahrscheinlich, dass die Bohrvertiefung in jener Zeit vorgenommen wurde.

Der freigelegte Brunnen wurde im Auftrag von Herrn Tovenrath sen. (des ehemaligen Firmenchefs des gleichnamigen Steinmetzbetriebes) aufgemauert. Anschließend wurde er mit einem Gitter versehen und innen beleuchtet, später durch eine Platte abgedeckt. Abschließend wurde der Platz neu gestaltet.

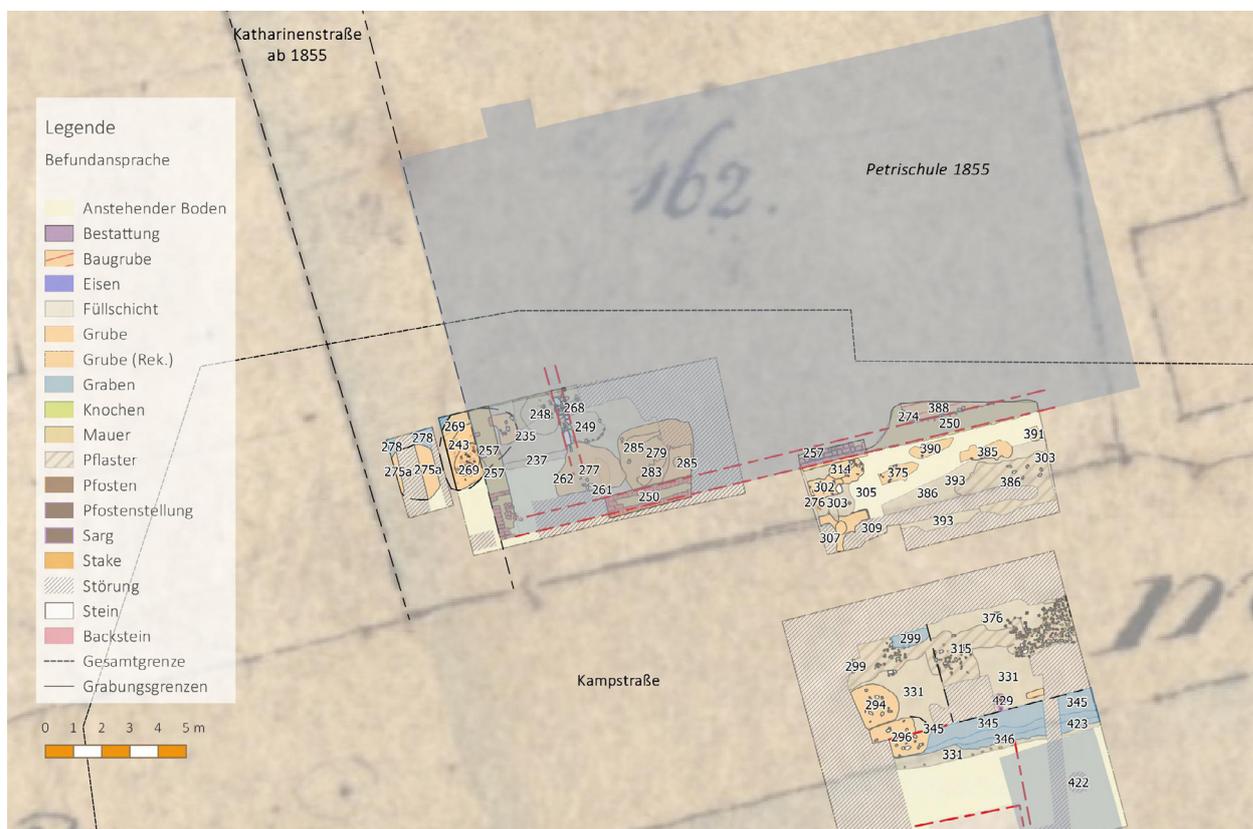
## Neben dem Kirchhof

Nahezu alle ausgegrabenen Gebäude waren spätestens gegen Ende des 13. Jahrhunderts aufgegeben worden und fast immer fanden sich dabei Hinweise auf ihre Brandzerstörung. Vermutlich fielen sie einem der größeren Stadtbrände, vielleicht sogar dem von 1297 zum Opfer. Der Dortmunder Chronist Dietrich Westhoff (s. Seite 26) berichtet, dass in diesem Jahr eine Unachtsamkeit beim Feuerholen Stroh auf dem benachbarten Westenhellweg und nachfolgend fast die gesamte Stadt in Brand gesetzt hatte.

Südlich der alten Kampstraße wurde keines der Gebäude wieder errichtet. Sämtliche Baureste riss man ab, um anschließend das Gelände zum Bau der St. Petrikerche großflächig zu planieren. Die Bebauung nördlich der alten Kampstraße blieb dagegen erhalten. Auch hier gruben die Archäologen Reste eines abgebrannten Fachwerkgebäudes aus dem 13. Jahrhundert aus, von dem sich nur sein großer Erdkeller mit darin liegendem Brandschutt erhalten hatte. Anschließend hatte man an gleicher Stelle ein neues, nicht mehr unterkellertes Gebäude errichtet. Vorhanden war davon noch ein Rest des Bruchsteinfundamentes für die Schwellbalken des darüber aufgeschlagenen Fachwerkbbaus. Diesem Haus war eine lange Bestandszeit vergönnt, bevor man es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts abriß.



*Blick auf das Erdprofil mit Resten des Fundamentgrabens für das spätmittelalterliche Gebäude nördlich der Kampstraße. Am linken Bildrand erkennt man die parallel hierzu verlaufenden Backsteinlagen des Schulgebäudes aus dem 19. Jahrhundert. Die weißen Stecker markieren einzelne Erdverfärbungen im Umfeld der Fundamentgrube.*



*Die Umriss der Petrischule 1855 (blau) rekonstruiert nach dem Grabungsbefund (rot gestrichelt) auf der Kartengrundlage der Urfurkarte von 1826. Der Grundriss der Schule wurde nach dem Kataster von 1913 ergänzt.*

Im Jahre 1855 kaufte die evangelische Gesamtgemeinde die brach liegende Parzelle 520¾ (Katasternr. 162) für den Neubau der Gemeindegemeinschaft. Auf dem Stadtplan von 1858 ist das neue Bauwerk an der Ecke von erster Kampstraße und der 1855 eingerichteten Katharinenstraße bereits eingetragen (s. Seite 24). Das Gebäude besaß „acht Lehrerzimmer mit Raum für 1000 Schüler“

sowie zwei Lehrerwohnungen. Von diesem „derzeit ansehnlichste(n) Schulgebäude der Stadt“ konnten während der Ausgrabungen zwei Backsteinmauern dokumentiert werden. Am Ende des Zweiten Weltkriegs im Bombenhagel zerstört, musste die Schule ebenso wie die gesamte nördliche Randbebauung der wesentlich verbreiterten Nachkriegs-Trassenführung, der modernen Kampstraße weichen.



Die Kampstraße nach den ersten großen Bombenangriffen 1943 mit der Ruine der Petri-Schule (Kreis).



Nach dem Krieg wurden die Ruinen für die wesentlich verbreiterte Kampstraße abgeräumt.

## Da ist Musik drin ... Maultrommel

Aber noch ein besonderes Fundstück wurde von den Archäologen geborgen, nämlich eine kleine „Maultrommel“. Einem Gebäude oder Grab konnten man sie nicht zuweisen, doch sie mag noch aus dem späten Mittelalter stammen.

Auch wenn sie nicht so aussehen: Maultrommeln, auch „Brummeisen“ genannt, sind kleine Musikinstrumente, in deren kräftigem Metallbügel eine dünne, flexible Stahlzunge sitzt. Bei dem Fund von der St. Petrikirche ist sie allerdings, wie bei den meisten archäologischen Funden, längst weggerostet. Um sie zu spielen, drückt man den Bügel gegen die Zähne und zupft dann anschließend mit den Fingern an der Stahlzunge.

Vergleichbare Maultrommeln mit eher schmalen Bügeln haben Archäologen besonders im Umfeld spätmittelalterlicher Jahrmärkte, Häfen, Hauptstraßen (z. B. am Hellweg in der Nähe von Paderborn) aber auch in Burgen finden können. Das passt gut zu ihrem Nutzerkreis: Die von fahrenden Händlern verkauften, zur „musica irregularis“ gehörenden Maultrommeln wurden gern von fahrenden Spielern genutzt. „Nadeln! Broschen! Maultrommeln! Schellen! Ich will meinen Korb hier niederstellen, mal sehen, was ich verkaufen kann“ lautet der Refrain in der um 1400 aufgeschriebenen „Ballade vom Hausierer“. Ganz offensichtlich gehörten Maultrommeln im Spätmittelalter zum gewöhnlichen Angebot von Hausieren. Gut möglich also, dass jemand auch das Dortmunder Exemplar auf dem Markt erstanden hatte.



Die Reste der stark verrosteten Maultrommel (in der Bildmitte) aus den Ausgrabungen an der St. Petrikirche. Darunter ist zum Vergleich eine moderne Maultrommel abgebildet.



Gleich ein Dutzend für den Verkauf bestimmte Exemplare, gut verpackt in einer Spanschachtel, sind auf dem Ausschnitt eines Kupferstichs von Pierre van der Heyden aus dem Jahr 1562 zusehen. Er zeigt einen schlafenden Händler, dessen Waren während einer Rast von einer Gruppe Affen geplündert werden. Als Vorlage diente dem Kupferstecher eine 1557 entstandene Zeichnung von Pieter Breughel d. Ä. (1525/30–1569), der das in der Renaissance beliebte Motiv des von Affen beraubten sorglosen Hausierers als Allegorie auf die Nachlässigkeit, Faulheit und Dummheit des Menschen hier sehr anschaulich illustrierte.

## Literatur

- Günter Birkmann, „Höchstnötiger Unterricht im Christenthume“. Evangelische Schulen. In: Ulf Schlüter (Hrsg.), *Evangelisch in Dortmund, Lünen und Selm. Kirche der Reformation 1517 bis 2017*, Essen 2015, 113–123.
- Monika Fehse, *Dortmund um 1400. Hausbesitz, Wohnverhältnisse und Arbeitsstätten in der spätmittelalterlichen Stadt*. *Dortmunder Mittelalterforschungen* 4 (Bielefeld 2005).
- Joseph Hansen (Hrsg.), *Chronik des Dietrich Westhoff von 750–1550*. In: *Die Chroniken der westfälischen und niederrheinischen Städte*, erster Band (Dortmund, Neuss, Leipzig 1887) 177–462.
- Adolf Christian Carl Heller, *Geschichte der evangelischen Gemeinden zu Dortmund* (Dortmund 1882).
- Gustav Luntowski, Günther Högl, Thomas Schilp, Norbert Reimann, *Geschichte der Stadt Dortmund*. Herausgegeben vom Stadtarchiv Dortmund (Dortmund 1994).
- Stefan Mühlhofer, Thomas Schilp, Daniel Stracke, *Deutscher Historischer Städteatlas*, Band 5 Dortmund (Münster 2017).
- Ulrike Neurath, *Die Letzten Dinge – Sepulkralkultur einst und jetzt*. In: Henriette Brink-Kloke, Dirk Mielke (Hrsg.), *Vom Umgang mit dem Tod. Archäologie und Geschichte der Sepulkralkultur zwischen Lippe und Ruhr* (im Druck) 9–20.
- Matthias Ohm/Thomas Schilp/Barbara Welzel, *Ferne Welten – Freie Stadt. Dortmund im Mittelalter*. *Ausstellungskatalog Dortmund 2006*, *Dortmunder Mittelalterforschungen* 7 (Bielefeld 2006).
- Thomas Schilp, *Spielleute, Orgel, Scholarenchöre. Dortmunder Musikleben im Mittelalter – Zugleich ein Beitrag zur Bedeutung der Musik für die Memoria in der mittelalterlichen Stadt*. In: Nils Büttner, Thomas Schilp, Barbara Welzel (Hrsg.), *Städtische Repräsentation: St. Reinoldi und das Rathaus als Schauplätze des Dortmunder Mittelalters*, *Dortmunder Mittelalterforschungen* 5 (Bielefeld 2005) 79–104.

## Quellen

- Ortsakten der Denkmalbehörde Dortmund und [www.denkmalbehörde.dortmund.de](http://www.denkmalbehörde.dortmund.de), Denkmal des Monats Juni 2012 und Oktober 2012

## Erklärt und Ergänzt

### Archäologie: Ausgrabungen

Das Areal um die St. Petrikirche war immer wieder Gegenstand zahlreicher archäologischer Ausgrabungen. Schon 1958 untersuchte das Dortmunder Museum für Kunst und Kulturgeschichte einen Brunnen außen an der Südostseite des Kirchenchores (Fst.-Nr. 351.001). 1981 übernahmen Mitglieder des Historischen Vereins für Dortmund und die Grafschaft Mark die Sicherstellung der archäologischen Relikte, die beim Bau der sogenannten Bastion auf dem Petrikirchhof entlang der Kampstraße freigelegt wurden. Zusätzlich erforschten sie den heute noch erhaltenen Brunnen außen an der nordöstlichen Chorseite (Fst.-Nr. 125.001-003). Siehe zu Fst.-Nr. 125.001-002 Ingo Fiedler, Bernd Kersting, Die Ausgrabung an der St. Petrikirche zu Dortmund, in: Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark, Bd. 76/77, 1984/85, 351-361; vgl. zu den Brunnen auch Steffen Bohm, Max Herbst, Pütte und Drüppelgassen, in: Marion Hartmann, Im Brunnen der Familie Heuner – Leben im 19. Jahrhundert in der Dortmunder Betenstraße, Bausteine und Fundstücke 06, 18–23).

Seit den 1990er Jahren begleitet die Stadtarchäologie bzw. von ihr beauftragte Fachfirmen alle Bodeneingriffe im Umfeld und in der Kirche: Fst.-Nr. 125.004, 351.002-004 (Rolf Grunenberg), 715.002 (Hanns Neidhardt, Archäologie am Hellweg eG), 715.003 (Thorsten Quenders M.A.), 715.004 (Tanya

Armbruster (Archäologische Ausgrabungen und Bauprojekt Betreuungen) sowie 715.004 (Dr. Bernhard Sicherl, Ute Koprivc M.A. Archäologie am Hellweg eG).

Die dendrochronologischen Analysen der Holzreste (Einpassung der jeweiligen Jahresringbildung in die inzwischen mehrere tausend Jahre zählende Ringabfolge) aus den Ausgrabungen wurden im Labor für Dendrochronologie der Universität zu Köln von Dr. Thomas Frank durchgeführt. Die anthropologischen Bestimmungen der Skelette (Feststellung von Sterbealter und Geschlecht) übernahm die Dipl.-Biol. Hildrun Schreiber von der Universität Mainz. Die Altersbestimmung der Holzkohlen (<sup>14</sup>C-Analyse) erfolgte im Archäometrie-Zentrum der Reiss-Engelhorn-Museen in Mannheim durch Dr. Ronny Friedrich. Dr. Holger Rittweger vom Büro für Landschafts- und Paläoökologie in Waldbrunn untersuchte die Sediment- und Mollusckenreste.

### Archäologie: Stadtarchäologie

Fast immer, wenn in Dortmund gebaut wird, ist die Stadtarchäologie der Dortmunder Denkmalbehörde beteiligt. Sie prüft bei Planungen und Anträgen, ob Bodendenkmäler betroffen sind und sorgt in solchen Fällen für deren angemessenen Schutz.

Die Denkmalbehörde hat den gesetzlichen Auftrag, Kulturdenkmäler zu erkennen, unter Denkmalschutz zu stellen und auf ihre Erhaltung sowie sinnvolle Nutzung hinzuwirken. Damit sorgen die Denkmalpfleger dafür, dass besonders wichtige Relikte unserer Kulturgeschichte nicht unerkannt verloren gehen. Die Spannbreite bedeutender Objekte reicht in Dortmund von im Boden verborgenen Siedlungsresten der Vor- und Frühgeschichte bis hin zu wichtigen Bauten der Nachkriegszeit. Aktuell stehen rund 2.000 Objekte im Stadtgebiet unter Denkmalschutz, zusätzlich zählen die mehr als 800 archäologischen Verdachtsflächen.

Die Dortmunder Denkmalbehörde ist Teil des Stadtplanungs- und Bauordnungsamtes. Zum Denkmalpflege-Team gehören Architekten, Kunsthistoriker, Archäologen, Grabungstechniker und Verwaltungsfachleute. Von hier aus werden seit den 1990er Jahren die zahlreichen Ausgrabungen im Stadtgebiet organisiert und betreut.



*Situationsfoto während der Ausgrabungen von 1981. Auf dem Asphalttrand liegen Reste der seinerzeit ausgegrabenen Skelette.*

## Friedhof

Die Geschichte der christlichen westfälischen Friedhöfe beginnt kurz vor 800 mit einer Verordnung Karls des Großen, das geltende Kirchenrecht sei durchzusetzen und nun müssten auch „die christlichen Sachsen in den Kirchhöfen (ad cimiteria ecclesiae) und nicht auf den heidnischen Grabhügeln bestattet werden“. Sobald eine Kirche vorhanden war, bestattete man seitdem die Verstorbenen auf dem geweihten Friedhof, west-östlich parallel zur Kirche orientiert und in gestreckter Rückenlage mit „Blick“ nach Osten. Hier, im Heiligen Land, lag nach christlicher Vorstellung das Paradies, in das am Tag des „Jüngsten Gerichts“ die meisten zu gelangen erhofften.

## Historischer Verein

Der Historische Verein für Dortmund und die Grafschaft Mark widmet sich schon seit mittlerweile 147 Jahren der Geschichte der Stadt und ihrer Umgebung. Im Sommer 1871 anlässlich eines Volksfestes zu Ehren des neu gewählten Oberbürgermeisters Dr. Hermann Becker gegründet fördert er seitdem die Erforschung der Stadtgeschichte und leistet damit einen wertvollen Beitrag zu ihrer kulturellen Identität.

Schon vor der Etablierung einer städtischen Bodendenkmalpflege bildete sich 1981 im Verein ein Arbeitskreis Archäologie und Denkmalpflege, der noch heute besteht. Aus der Arbeit des Historischen Vereins entstanden mehrere Publikationen sowie zwei Zeitschriftenreihen. Vornehmlich an das wissenschaftliche Fachpublikum richten sich die „Beiträge zur Geschichte Dortmunds & der Grafschaft Mark“, eher lokalhistorisch orientiert sind die dreimal jährlich erscheinenden Hefte der „Heimat Dortmund“.

## Kampstraße

„Kamp“ ist ein Flurname, der häufig in Orts- und Straßennamen übernommen wurde. Er bezeichnete einen eingefriedeten Bereich, meist eine blockartige, von einer Wallhecke umgebene Wirtschaftsfläche. Zu einer Hofeinheit gehörten – je nach Größe des Hofes – ein oder mehrere solcher Bereiche.

## Kirche: Kirchenasyl und Freibitten

Das Recht des „Freibittens“ besaßen noch im späten Mittelalter nicht nur Adelige, sondern auch Jungfrauen (allerdings nur, wenn sie den Verurteilten heirateten!), Verwandte, Geistliche und auch der Scharfrichter. Weil das Freibitten ebenso wie das Asylrecht nicht selten missbräuchlich genutzt wurde, schränkte man diese Rechte im späten Mittelalter immer weiter ein. Die Flucht ins (Kirchen-)Asyl beispielsweise bewirkte nun nicht mehr die vollständige Straffreiheit, sondern konnte nur noch Willkür und Todesstrafe ausschließen und andere Strafen mildern. Grundsätzlich in Frage gestellt wurden die Rechte aber nicht. Sie standen als zutiefst christliche Gnadenakte seit dem frühen Mittelalter jedem Menschen zu.



Eine Frau flüchtet sich in das Kirchenasyl eines Friedhofs. Die Abbildung stammt aus einer Schweizer Stadtchronik des 15. Jahrhunderts und zeigt einen spätmittelalterlichen Schweizer Kirchhof mit seiner steinernen Umfassungsmauer und einem Durchlass mit einem „Beinbrecher-Gitter“. Oben ist ein zum Tod am Galgen verurteilter Gerber zu erkennen, der gestohlenes Leder verkauft hatte, angeblich um die Gunst seiner Geliebten nicht zu verlieren. Die zufällig anwesende Gräfin von Montfort (im roten Schleppekleid) beanspruchte aus Mitleid mit dem jungen Mann das ihr zustehende Recht des „Freibittens“. Der Dieb wurde darauf freigelassen. Währenddessen hatte sich bereits seine (keineswegs unbescholtene!) Geliebte in die Freistatt eines umfriedeten Kirchhofs gerettet, sie nutzte damit das hier geltende Asyl.

### **Kirche: Kirchenbau**

Der stetige Bevölkerungszuwachs in Dortmund besonders im 12. Jahrhundert bewirkte, dass die kirchliche Betreuung der vielen neuen „Seelen“ bald an ihre Grenze stieß. Die Geistlichen an der altherwürdigen St. Reinoldikirche konnten die Menschen im Reinoldi-Pfarrbezirk (Kirchspiel, Pfarrsprengel) kaum mehr angemessen versorgen. Schon kurz vor 1200 errichtete man deshalb am neuen Wißstraßentor im Süden der Stadt (im Bereich des heutigen Stadtgartens) die Pfarrkirche St. Nicolai, die als Pfarrsprengel einen Teil des alten Reinoldi-Kirchspiels erhielt. Ebenso wurde die Marienkirche zu Beginn des 13. Jahrhunderts eine selbstständige Pfarrei. Die weiterhin wachsende Dortmunder Bürgerschaft empfing nun in diesen drei Kirchen die Sakramente, hier mussten sie ihre Kinder taufen und ihre Toten beerdigen lassen und hier waren auch die kirchlichen Abgaben und Gebühren zu entrichten. Weil die Pfarreien von diesen Einnahmen lebten, waren ihre Pfarrer verständlicherweise nicht an Verkleinerungen ihres Pfarrsprengels interessiert. Kurz nach 1300 war aber der Bedarf für eine weitere, vierte Pfarrkirche im Westen der Stadt unübersehbar – auch nach Meinung des Kölner Erzbischofs, zu dessen Diözese Dortmund im Mittelalter gehörte. Dortmunder Bürger waren bereit, einige Grundstücke zwischen Westenhellweg und Kampstraße, die wohl der Stadtbrand von 1297 verwüstet hatte, bereitzustellen, und die Patrizierin Elisabeth Berswordt stiftete einen großzügigen Geldbetrag zum Bau der neuen Kirche. Kein Wunder, dass der Pfarrer der St. Reinoldikirche sich gegen die zwangsläufige Schmälerung seiner Einkünfte hartnäckig sträubte. Wir erfahren von diesem Streit zwischen dem Erzbistum Köln, den Stadtbürgern sowie dem Pfarrer erstmals aus einer Urkunde des Jahres 1316. Erst sechs Jahre später (1322) gab Pfarrer Johannes seinen Widerstand auf und endlich konnte der Bau der Kirche beginnen.

### **Kirche: Kirchhof**

Das Grundstück, auf dem eine (Pfarr-) Kirche errichtet wurde, nutzte man im Mittelalter meistens multifunktional. Dieser sogenannte Kirchhof war ein durch den Kirchenbau geweihter Ort. Er diente als Bestattungsort (Friedhof, s. dort) und

man vertraute auf ihn, wenn man in Lebensgefahr das Kirchenasyl nutzte oder aber sein Hab und Gut schützen wollte. Auf oder am Kirchhof wurden Rechtsgeschäfte abgeschlossen und sogar Gerichtsverhandlungen abgehalten, so auch in Dortmund. Beispielsweise befand sich direkt an der Kirchhofmauer der Hauptkirche St. Reinoldi das Dortmunder „Richthaus“. Der nördlich von St. Reinoldi liegende „Vrithof“ diente deshalb ursprünglich nicht als Bestattungsort, sondern als „Marktasyl“. Im späten Mittelalter siedelten sich im Umfeld der Kirchhöfe immer häufiger auch caritative (z. B. Armenhäuser) und sonstige kirchliche Einrichtungen (z. B. die Kirchspielschulen) an. Der Kirchhof war seit dieser Zeit immer durch eine Einfriedung, meist eine Mauer, vom umliegenden Straßenraum abgetrennt.

### **Kirche: Kirchspiel**

Ein Kirchspiel, auch Pfarrsprengel genannt, bezeichnet den geografisch definierten Seelsorgebezirk, für den seit dem frühen Mittelalter eine Kirche und ihr Pfarrer zuständig waren. Damit die jeweilige Pfarrei den Unterhalt ihrer Geistlichen und auch der Pfarrkirche sicherstellen konnte, regelte das Kirchenrecht über den „Pfarrzwang“, dass alle im Kirchspiel wohnenden Gläubigen die Sakramente ausschließlich in dieser Pfarrei empfangen durften. Ausnahmen waren natürlich möglich, aber auch sie wurden mit entsprechende Gebühren belegt.

### **Kirche: Kirchspielschule**

Seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts waren alle Pfarreien zur Einrichtung von Schulen verpflichtet und so entstanden seit dieser Zeit auch an den drei Dortmunder Pfarrkirchen (St. Reinoldi, St. Marien und St. Nicolai) „Kirchspielschulen“. Unter der Aufsicht des Pfarrers kümmerte sich jeweils ein Schulmeister, der „rector scholarum“, um die Unterweisung des Nachwuchses in den wohl nur einklassigen Schulen. Der erste uns bekannte Dortmunder Lehrer war Arnoldus, er wird als Schulmeister von St. Reinoldus in einer Urkunde des Jahres 1268 als Zeuge genannt. Kurz darauf lesen wir dann auch von Schulmeistern in den Pfarreien St. Nicolai (1287) und St. Marien (1310). Selbstverständlich gehörte deshalb um 1323 auch eine Schule zur Gründungsausstattung der Pfarrkirche St. Petri am Westenhellweg.



Die evangelischen Kirchspielschulen in Dortmund im 19. Jahrhundert.

Die Schulen der Kirchengemeinden lagen jeweils in unmittelbarer Nähe der Kirchen. An der St. Petri-Kirche beispielsweise stand die Kirchspielschule an der nordwestlichen Ecke des Kirchhofs. Im Zuge der Zusammenlegung von Nicolai- und Petri-Pfarrei wurde sie 1810 in das nun überzählige zweite Pastoratshaus der Petri-Gemeinde am Eisenmarkt verlegt. Nach 1836 wurden alle Kirchspielschulen zur evangelischen „Gesamtschule“ zusammengezogen und 1855 ein neues Schulhaus an der Kampfstraße errichtet.

Im späten Mittelalter orientierten sich die Unterrichtsinhalte hauptsächlich an religiösen Themen, doch wurde damit auch eine durchaus solide Grundausbildung im Lesen und Schreiben vermittelt. Insbesondere die „Lateinschule“ der Reinoldi-Pfarrei erwarb sich hier einen guten Ruf, aber auch an den drei anderen Schulen wurde Latein zumindest in seinen Grundzügen unterrichtet. Nach der Gründung des städtischen Gymnasiums (1543) dienten die Kirchspielschulen zudem auch als „Grundschu-

len“, die auf den Besuch der erst mit der 7. Klasse beginnenden städtischen Oberschule vorbereiteten. Deren Leiter, der „Gymnasiarch“, ging deshalb noch im ausgehenden 18. Jahrhundert halbjährig in die Kirchspielschulen „und examinierte zu diesem Zwecke (seine) Schüler“ (Theodor Mellmann, Das Archigymnasium in Dortmund, Dortmund 1807, 13).

Lehrer und Schüler waren intensiv in die musikalische Ausgestaltung der Gottesdienste eingebunden. Der Schulmeister von St. Petri hatte beispielsweise mit seinen Schülern seit 1476 täglich das „salve regina“ in der St. Petri-Kirche zu singen. Damals wie heute freuten sich natürlich die Kinder, wenn etwas Interessanteres den Unterricht unterbrach. So berichtet der Chronist Dietrich Westhoff, dass er als offensichtlich tief beeindruckter 12-Jähriger von dort beobachten konnte, wie 1523 der neue Kirchturm-Helm der St. Petri-Kirche vom Baumeister Herman mit der Hasenscharte zusammengesetzt und aufgerichtet wurde.

### Stadtbrand

„An Tage nach St. Marcus (am 26. April 1297) brach auf dem Westenhellweg [...] (in der Nähe der Petrikerche) ein übergroßes Feuer aus, während ein Großteil der Dortmunder Bürger auf der Wallfahrt nach Hohensyburg war. Jemand hatte aus einem Vorderhaus Feuer geholt und in das gegenüberliegende Haus tragen wollen, das auf dem Weg aber in Stroh gefallen ist. Weil ein starker Wind blies hat sich das Feuer sehr schnell ausgebreitet und die Stadt ganz verbrannt. Man konnte auf dem Markt stehen und zu den vier Stadttoren (Burg-, Osten-, Wißstraßen- und Westentor) sehen. [...] Osten- und Westenhellweg samt der dazwischenliegenden Wege bis an die Stadtmauer im Norden ja auch bis an den Nicolai-Kirchhof im Süden waren, wie schon gesagt, verbrannt und durch Feuer und Flamme verzehrt. Der Wille des allmächtigen Gottes möge die Stadt und ihre Bürger von nun an bis in Ewigkeit gnädig und barmherzig vor Schaden und sonst allen Unglück und Qual schützen und behalten. Amen.“ So eindringlich berichtet etwa 250 Jahre danach Dietrich Westhoff von der wohl größten, bekannt gewordenen Brandkatastrophe, die Dortmund im Mittelalter heimsuchte. Für dieses Jahrhundert hatte er in seiner Dortmunder Chronik bereits zwei weitere Großbrände (1232 und 1244) verzeichnen müssen. Stadtbrände waren – neben Überschwemmungen – die größten alltäglichen Katastrophen für den mittelalterlichen Menschen und so wird seine inständige Bitte, die Stadt möge in Zukunft vor weiteren Bränden verschont bleiben, sehr verständlich. Sie wurde übrigens erhört – allerdings haben die Bürger der Stadt hierzu auch wesentlich beigetragen.

Seitdem errichtete man vermehrt auch Wohnhäuser vollständig aus Stein und verwendete als Brandschutz tönernen Dachziegel statt der bis dato üblichen Stroh- und Holzziegeldeckung. Offensichtlich blieben somit der Stadt in der Folgezeit und noch bis in das 20. Jahrhundert hinein wirklich großflächige Brände erspart.

### Dietrich Westhoff

Dass man auch im 16. Jahrhundert als Handwerker ein gebildeter Mann sein konnte, beweist der Lebenslauf von Dietrich Westhoff (1509-1552). Immerhin 17 Jahre lang war er als Schmied tätig, bevor er 1544 die Aufgaben eines Ratsschreibers von seinem Vorgänger Wilhelm Lilie übernahm. Wie er selbst berichtet, besuchte er die Schule der St. Petrikerche, in dessen Kirchspiel er demnach auch geboren sein dürfte. Vielleicht angeregt durch seinen täglichen Umgang mit den städtischen Archivalien arbeitete er seit 1548 und bis zu seinem frühen Tode (er starb nach 1551, wohl 1552 an der „Pest“) an seiner umfangreichen, für heutige Leser zuweilen weitschweifigen Chronik der Stadt Dortmund.

Als die Chronik 1887 von Joseph Hansen, dem nachmaligen Leiter des Historischen Archivs der Stadt Köln, veröffentlicht wurde, war dieser denn auch von der Qualität des Mitgeteilten nur bedingt überzeugt: „Immer wieder verfällt der Autor in den Fehler, eine Menge von durchaus abseits liegenden Nachrichten seinem Werke einzuverleiben. [...] Vor allem sind es Nachrichten über Naturereignisse, über Gewitter, Erdbeben, Überschwemmungen, über Missgeburten, über wunderbare Vorfälle usw.“ moniert Hansen in seiner Einleitung. „Wo dagegen seine Vorlagen aufhören und er selbst als Zeitgenosse und Augenzeuge berichtet, wo man also zunächst interessantere Mitteilungen erwarten sollte, da verliert er sich in die kleinlichsten Dinge, die selbst kulturhistorisch kaum von Belang sind; er reproduziert fast nur, was ihm der gewöhnlichste Dortmunder Stadtklatsch an die Hand gab“. Heute, 131 Jahre später, sehen wird das anders: Besonders die „durchaus abseits liegenden Nachrichten“ sind kulturhistorisch sehr wohl von Belang und machen den einzigartigen Wert der Westhoff'schen Chronik aus. Die von Joseph Hansen noch als Dortmunder Stadtklatsch abgetanen Informationen bieten einen einmaligen, unverstellten Blick in das alltägliche Lebensumfeld eines Dortmunder Bürgers aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

## Zu den Autoren

### **Dr. Mathias Austermann**

Archäologe, geb. 1962 in Nottuln, verheiratet, zwei Kinder, wohnt in Dortmund. Studierte von 1983 bis 1990 Vor- und Frühgeschichte, Klassische Archäologie, Kunstgeschichte und Mittlere Geschichte in Münster und Marburg. Nach einigen Jahren in einem hessischen Forschungsinstitut arbeitet er nun schon seit etwa 15 Jahren als freier Archäologe in der westfälischen Mittelalterarchäologie, insbesondere für die städtische Denkmalpflege in Münster und Dortmund. Seit 2015 ist er Stadtheimatpfleger für Dortmund im Westfälischen Heimatbund ([www.whbdo.de](http://www.whbdo.de)) als Nachfolger von Dr. Ingo Fiedler. Für die Reihe „Bausteine und Fundstücke“ verfasste er 2013 „Die besondere Note der Brückstraße“ (Heft 03).



### **Dr. Henriette Brink-Kloke**

Seit 1993 Archäologin bei der Denkmalbehörde der Stadt Dortmund und seit kurzem auch Leiterin der Denkmalbehörde. Nach dem Lehramtsstudium umfangreiche archäologische Ausbildung in Marburg, München und Bochum mit zahlreichen Ausgrabungen und Veröffentlichungen, insbesondere in und für Dortmund. Geboren und aufgewachsen in Papenburg an der Ems, zugewandert ins Ruhrgebiet. Wohnt mit ihrer Familie in Witten auf einem Bodendenkmal, der Burgstelle Rüdinghausen.



### **Dr. Ingo Fiedler**

Jahrgang 1950. Gründungsmitglied des Arbeitskreises für Archäologie und Denkmalpflege im Historischen Verein für Dortmund und die Grafschaft Mark. Bis zum Eintritt in den Ruhestand Lehrer, u. a. auch fast 30 Jahre an der Schule des Museums für Kunst und Kulturgeschichte Dortmund. 17 Jahre Lehrbeauftragter am Historischen Institut der Technischen Universität Dortmund und 28 Jahre Stadtheimatpfleger im Westfälischen Heimatbund für Dortmund.



## Bildnachweis

### **Untere Denkmalbehörde/Stadtarchäologie, Stadt Dortmund**

Fotos Peter Hadasch: Titelbild, Rückumschlag, Seiten  
7 oben, 10, 13 oben und Mitte, 20 oben

Fotos Michael Holtkötter: Seite 1, 15 oben

Fotos Tanya Armbruester: Seiten 5 oben, 6, 7 unten,  
11 oben, 12, 14 oben, 18 oben

Zeichnung Tanya Armbruester: Seite 5 unten

Zeichnung Peter Filter: Seite 7 Mitte

Graphik Mathias Austermann: Seite 11 unten

Seite 23: aus Carl Pfaff, Die Welt der Schweizer  
Bilderchroniken. Ausstellungskatalog, Schwyz 1991,  
S. 166. Luzerner Schilling, Blatt 330v

Seite 20 unten: aus Pierre van der Heyden nach ei-  
ner Zeichnung von Pieter Bruegel d. Ä., Schlafender  
Hausierer von Affen beraubt. Brüssel, Bibliothèque  
Royale, Cabinet Estampes,  
Permalink:<http://www.zeno.org/nid/20003908887>,  
Lizenz gemeinfrei

### **Museum für Kunst und Kulturgeschichte, Stadt Dortmund**

Foto Madeleine Annette-Albrecht, Graphik Mathias  
Austermann: Seite 4

Foto Jürgen Spiler: Seite 14 unten

### **Vermessungs- und Katasteramt, Stadt Dortmund**

Graphik Mathias Austermann: Seiten 13 unten,  
18 unten, 25

### **Stadtarchiv, Stadt Dortmund:** Seite 19

**Foto Bernd Kersting:**  
Seite 16

**Cartoon Holga Rosen:**  
Seite 15 unten

**Foto Volker Schröder:**  
Seite 22

**Foto Theresa Bungers:**  
Seite 27 oben

**Fotos privat:**  
Seite 27 unten links und rechts

## Bausteine und Fundstücke – Dortmunder Denkmalhefte

Die Veröffentlichungsreihe „Bausteine und Fundstücke – Dortmunder Denkmalhefte“ wird herausgegeben von der Denkmalbehörde der Stadt Dortmund. Bisher erschienen sind folgende Hefte:

- **Heft 01** – Henriette Brink-Kloke, Mehr als eine Legierung aus Kupfer und Zinn – Bronzezeit in Dortmund, Dortmund 2011 (2. Auflage).
- **Heft 02** – Bernhard Sicherl und Henriette Brink-Kloke, Zwischen Urt(h)ier und Thier-Galerie – Eine Zeitreise durch ein Stadtquartier, Dortmund 2012 (2. Auflage).
- **Heft 03** – Mathias Austermann, Die besondere Note der Brückstraße – Ausgrabungen im Gerberviertel, Dortmund 2013 (2. Auflage).
- **Heft 04** – Henriette Brink-Kloke, Eine Landpartie – zur Geschichte von Haus Brünninghausen in Dortmund, Dortmund 2014 (2. Auflage).
- **Heft 05** – Bruno Wittke, Vom „grauen Bruder“ zur Flaniermeile – Der Brüderweg als Teil des Boulevards Kampstraße, Dortmund 2015.
- **Heft 06** – Marion Hartmann, Im Brunnen der Familie Heuner – Leben im 19. Jahrhundert in der Dortmunder Betenstraße, Dortmund 2016.
- **Heft 07** – Stephan Strauß, Im Westen was Neues – Der Boulevard Kampstraße zwischen Petrikerche und Westentor, Dortmund 2017.
- **Heft 08** – Gerard Jentgens, Der mediale Aufbruch am Ende des Mittelalters – Tonfiguren aus Dortmunder Ausgrabungen, Dortmund 2017.
- **Heft 09** – Mathias Austermann, Am Wegesrand – Von Bestattungen und Gebäuden an der St. Petrikerche, Dortmund 2018.

**Impressum:**

ISSN 2192-9408

Bausteine und Fundstücke

Ausgabe 09 – Mathias Austermann, Am Wegesrand –

Von Bestattungen und Gebäuden an der St. Petrikirche, Dortmund 2018

Herausgeber: Stadt Dortmund, Stadtplanungs- und Bauordnungsamt, Denkmalbehörde

Redaktion: Walter Nickisch (verantwortlich), Dr. Henriette Brink-Kloke

Gestaltung und Satz: Dortmund-Agentur, Julia Kollmann

Druck: Blömeke Druck SRS GmbH – 04/2018





*Drei der weißen Hohlperlen von der ehemaligen Totenkrone für eine Bestattung auf dem Kirchhof der St. Petrikirche.*